



Das Leben auf dem Mars hatte man sich nie gemütlich vorgestellt, Georg Klein offenbart in seinem Roman weitere abschreckende Facetten.

CHRISTOPH EBERLE / PLAINPICTURE

## Lesen ohne Schutzhelm

Georg Klein schreibt «Die Zukunft des Mars» und macht sich Gedanken zur Zukunft des Schreibens

## Künstler-Migranten

**Sieglinde Geisel** · In einer nicht mobilen Gesellschaft ist der Verlust der Heimat das grösste Unglück, daher galt in der Antike die Verbannung als höchste Strafe. Doch von der Tragweite des Schicksals, von dem Ovids «Tristia» und Homers «Odyssee» erzählen, können wir uns im Facebook-Zeitalter kaum mehr eine Vorstellung machen.

Jedes Zeitalter hat sein eigenes Exil und seine eigenen Exilanten. War in der Nachkriegszeit von Exilliteratur die Rede, war damit die Zeit von 1933 bis 1945 gemeint, jene zwölf beispiellosen Jahre, in denen sich das Dritte Reich dazu entschlossen hatte, seine gesamte kulturelle Klasse zu vertreiben. Ab den 1950er und 1960er Jahren erweiterte sich der Begriff um die osteuropäischen Dissidenten; sie fanden im Westen Anerkennung, bestätigten sie doch die eigene moralische Überlegenheit gegenüber den sozialistischen Diktaturen.

Wer heute Exil sagt, meint nicht mehr ausschliesslich die etwa 10 000 von den Nationalsozialisten verfolgten Wissenschaftler und Künstler, und auch Osteuropa ist seit 1989 nicht mehr im Fokus. Eine Figur wie Solschenizyn oder auch eine Laufbahn wie die von Joseph Brodsky, der 1972 aus der Sowjetunion ausgebürgert wurde und 1987 den Nobelpreis erhielt, sind heute ebenso historisch wie die mannigfaltigen Exilerfahrungen von Imre Kertész. Als Auschwitz-Überlebender sah er sich «von der Menschheit ausgeschlossen» (so ein von Kertész gern zitiertes Améry-Wort), in den Jahrzehnten danach lebte er im sozialistischen Budapest in «freiwilligem geistigem Exil». Die Übersiedlung nach Berlin im Jahr 2002 bezeichnet Kertész in seinem soeben erschienenen Tagebuch «Letzte Einkehr» als «Luxus-Emigration»: Seit 1989 kommt das Wort Exil für einen solchen Ortswechsel nicht mehr infrage.

Mit dem historischen Abstand verändern sich die Begriffe, doch gerade bei der emotional aufgeladenen Epoche des Dritten Reichs geht der Bedeutungswandel nicht reibungslos vonstatten, wie sich vor zwei Jahren während des Berufungsverfahren für die Forschungsstelle Exilliteratur an der Universität Hamburg zeigte. Nun würden die Exilautoren ein zweites Mal vertrieben, hiess es prompt, als die Universität Hamburg die Aus-

**Philipp Theisohn** · Eine Sprengung der «Ketten des kulturell Angesagten» solle es werden, eine Chance, neue «Weltzusammenhänge» ins Licht zu setzen, zugleich aber auch nichts von dem, «was man heute unter «Science» und «Fiction» versteht». Georg Klein hat seinen jüngsten Roman, «Die Zukunft des Mars», im Laufe der letzten Jahre immer wieder programmatisch flankiert – kein gefahrloses Unterfangen. Herausgekommen ist am

## LESEZEICHEN

**Georg Klein: Die Zukunft des Mars.** Roman. Rowohlt-Verlag, Reinbek 2013. 382 S., Fr. 36.90.

Ende eine meisterhafte Reflexion des Schreibens im 21. Jahrhundert, eine der vielleicht wundervollsten Selbstdedikationen der deutschen Literaturgeschichte (denn wer vermag schon einen Satz wie «Klein wird unsere Sonne immer bleiben» zu überbieten?) – und ein wichtiges Buch.

### Ein symbolischer Tod

Wer in diesen Text hineingelangen will, der muss durch den Tod hindurch. «Alle mussten sterben. Bis auf den heutigen Tag ist noch ein jeder von Euch gestorben», heisst es gleich zu Beginn, und so werden wir auch umgehend Zeugen eines von vielen, vielen gescheiterten Versuchen, auf dem Mars zu landen. Ein Kosmonaut fällt vom Himmel, woher er kommt, wissen wir nicht, doch ihm fehlt der Helm, hinter dessen «bläulich getöntem Sichtfenster» er vor der schmerzhaft armen Luft des roten Planeten geschützt war. Was der Mars den Menschen an Leben zu geben hat, ist zu wenig: Sie ersticken, nimmt man ihnen erst einmal ihre Schutzscheiben fort.

Es ist noch keine Seite vorüber, und doch befällt einen die leise Ahnung, dass dieser Tod ein symbolischer Tod ist, dass diese bläulich getönten Sichtfenster auch etwas mit dem Fetisch der Visualität, mit den Bildschirmen zu tun haben, die uns umgeben und sukzessive die Bücher verdrängen, denen wir in puncto Raumtransport nichts mehr zutrauen. Der Mars aber ist in diesem Buch offensichtlich kein Planet für Leute mit Windows. Wer eine ikonisch zugereichtete Wirklichkeit erwartet, der geht an dieser Erwartung zugrunde. Niemals wird er ausserirdisch werden können. Wenn man ihn «aus seinen irdischen Hüllen zu schälen» be-

ginnt, dann wird er tot sein, den «kindlich staunenden Blick» gen Himmel gerichtet.

Nur wer lesend, wer auf dem Buch daherkommt – wie die sich als Russischlehrerin verdingende Protagonistin Elussa –, wird die Landung auf dem Mars überleben. Dann darf er durch die Augen des Nothelfers Porrrorr in ein karges Leben blicken, das einem unwirtlichen Planeten abgetrotzt werden muss. Die ansässige Bevölkerung – Nachfahren eines vergessenen sowjetischen Kolonisationsprojekts – hat ihre Kultur auf dem errichten müssen, was der Mars ihnen offerierte: auf «Mockmock», einer Stofflichkeit, die seltsam belebt scheint und bisweilen Persönlichkeitszüge annehmen kann, aus der sich vor allem aber auch Milch und Gebäck herstellen lassen, von denen sich die Marsianer ernähren. Überhaupt dreht sich vieles um Substanzen: Man traktiert sich mit grauen und blauen Salben, man nutzt Steinschmalz und Grünöl, und allerorten macht man Gebrauch vom nachgiebig-festen, wärmend-markotischen «orangen Warmstein».

Von so manchem wäre noch zu berichten, vom Panik-Rat, von der barmherzigen Schwester im Sonnenhaus, von der Purpurspalte und der fortschreitenden Mockmock-Beobachtung in der Tiefe, aber «Die Zukunft des Mars» ist nicht Bradburys «The Martian Chronicles». Deswegen hat sich diese Gesellschaft auch nicht um eine ordentliche Geschichtsschreibung bemüht, sondern die mündliche Tradition des «grossen Palavers» an ihre Stelle gesetzt. Der Mars ist kein günstiger Ort für Medien; man vertraut ihnen nicht, geschweige, dass man sich ihnen anvertraut. So werden auch die 56 heiligen Bücher, von deren Herkunft niemand weiss, nicht gelesen. Den Kopf über ihre tagtäglich frisch aufgeschlagenen Seiten gebeugt, verehrt man sie gerade aufgrund ihrer Unlesbarkeit. Dass sie tatsächlich nicht unlesbar sind, ist ein Geheimnis, und derjenige, der es herausbekommt, ist besagter Porrrorr, der über dem Buchritual allmählich das Lesen gelernt hat – und auch das Schreiben. Die letzten drei Seiten eines jeden Buches sind weiss geblieben: In dieser Leere beginnt das Erzählen. Ein Marsmensch schreibt an die Erde. Ein Buch geht auf die Reise.

Die Faszination, die von Kleins Roman ausgeht, liegt darin, dass dieser Text von Anfang an hinter sich zurück will. Er ist eine Zukunft, die auf der Erde nach ihrer Vergangenheit sucht, und die Spur führt ihn dabei in eine der Welten, wie man sie auch schon aus «Libidissi» (1998) und «Die Sonne scheint uns» (2004) zu kennen glaubt: eine Welt

der technischen, politischen und menschlichen Überbleibsel. Was ihr vorausging, ist einer Pandemie mit dem Namen «Das grosse Zappeln» zum Opfer gefallen (als deren Epizentrum «ein nicht einmal fingerdickes schulheftgrosses Gerät [...] bildgebend» erinnert wird).

Hinterlassen hat die Seuche einmal mehr ein Schlachtfeld der Kommunikation: das Freigebiet Germania, in dessen Städten sich die vereinsamten Existenzen mühsam wieder zu Sprach- und Lebensgemeinschaften zusammenfinden, während auf der anderen Seite der Patriarch Don Dorokin seine auf einem notdürftig zusammengeflackten Mobilfunknetz fussende Herrschaft gegen die Anschläge des «dialogischen Terrorismus» zu verteidigen versucht. Die Literatur ist diesem Szenario entkommen; fliehen konnte sie durch einen Wasserturm von auffällig orangefarbenem Gemäuer, eine interstellare Passage, die von der Doppelexistenz Spirthoffer gewartet wird und durch welche die Bücher einst zurückkommen werden, wenn die Zeit reif dafür ist.

### Vom Mars gefallen

«Die Zukunft des Mars», wie sie vor uns liegt, ist selbst das Resultat eines solchen Transfers: ein dialogischer Text, der zwischen den Planeten und den Zeiten kursiert, ein Terroranschlag auf eine zu Tode bebilderte und in Information aufgelöste Realität. Ein Roman von morgen. Noch schreibt man auf der Erde, doch das, was wir schreiben, verfängt nicht mehr. Die literarischen Signale verlieren sich in der Zerstreung. Gerettet werden können die Bücher nur noch durch ein ausserirdisches Publikum, das sie neu ausbuchstabiert, fortsetzt und zu uns zurückkehren lässt.

Die kommende Literatur, das ist die adventische Verheissung dieses Textes, wird «beiden Welten, der Sphäre der Maschinen und der Galaxie der Bücher, zu Dankbarkeit verpflichtet» sein; ja: sie muss ein marsianisch-irdischer Bastard sein, ein Wesen wie Valentine Michael Smith aus Robert A. Heinleins «Stranger in a Strange Land». Auf uns, die wir dieser Zeit noch nicht angehören, wirkt diese Literatur nicht selten sperrig und bisweilen überfordernd, so dass uns Georg Kleins Roman vorkommt, als sei er «aus dem Rahmen des in der hiesigen Welt Begriff Gewordenen gestürzt». Aber das Buch ist eben da – wie ein vom Mars gefallener orangefarbener Felsbrocken. Seine drei letzten Seiten sind weiss geblieben.

Erweiterung der Professur zum Anlass für eine Erweiterung des Exilbegriffs nahm und sich für eine Germanistin entschied, die nicht ausschliesslich zu Exilthemen geforscht hatte.

In einer kürzlich auf dem Internet freigeschalteten «virtuellen Ausstellung» mit dem Titel «Künste im Exil», die vom Bundeskulturminister finanziert wurde und an der ein Netzwerk von 25 Institutionen beteiligt ist (vom Deutschen Exilarchiv 1933–1945 der Deutschen Nationalbibliothek bis zum Deutschen Literaturarchiv in Marbach), steht die Zeit von 1933 bis 1945 zwar noch im Zentrum ([www.kuenste-im-exil.de](http://www.kuenste-im-exil.de)). Doch mit Herta Müller, die das Projekt seit Jahren vorangetrieben hatte, und dem seit 2011 im deutschen Exil lebenden Chinesen Liao Yiwu sind zwei Gewährsleute beteiligt, die aus anderen Kontexten stammen. In der Forschung sei die Unterscheidung zwischen (erzwungenem) Exil und (freiwilliger) Emigration aufgegeben worden, heisst es auf der Website. «Eindeutige Abgrenzungen zwischen Exilanten, Emigranten und Flüchtlingen lassen sich nicht ziehen und werden der Vielschichtigkeit der Situation nicht gerecht.»

Der Begriff Exilliteratur ist in den letzten Jahren zunehmend vom Begriff Migrantenliteratur abgelöst worden. Unter den Trägern des Chamisso-Preises, der seit bald dreissig Jahren an deutschsprachige Autoren nichtdeutscher Herkunft verliehen wird, findet sich kaum jemand, auf den die Bezeichnung Exil noch zutreffen würde. Manche haben in Deutschland studiert, viele sind als Kind mit ihren Eltern hergekommen, andere durch Heirat. Man könnte sie als Künstler mit Migrationshintergrund bezeichnen – wenn der vermeintlich politisch korrekte Begriff nicht mit einer intellektuellen Geringschätzung einherginge.

In einer Rede von 1988 sagte Joseph Brodsky, die Not eines Schriftstellers im Exil sei nicht vergleichbar mit der Bedrängnis jener, «die wir, in Ermangelung eines besseren Ausdrucks oder eines höheren Grads an Mitleid, Migranten nennen». So richtig Brodskys Unterscheidung ist, heute gilt sie nur noch mit Vorbehalt. Die meisten der Schriftsteller, die unter uns im Exil leben, haben keinen Sonderstatus; sie gelten als Migranten und werden auch so behandelt. Der Emigrant finde sich «als Nadel im sprichwörtlichen Heuhaufen», so Brodsky über den Verlust an Ansehen, den das Exil mit sich bringe. Für die Schriftsteller, die als Migranten ins Exil gehen, ist der Statusverlust total: Sie verlieren sich so tief im Heuhaufen des öffentlichen Bewusstseins, dass wir nicht einmal mehr ihre Namen kennen.